

Werk

Titel: Kritische Anzeigen

Ort: Oppeln

Jahr: 1882

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345616960_0004|log74

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Kritische Anzeigen.

C. Humbert, Deutschlands Urteil über Molière. Oppeln, G. Maske, 1883. XXII + 206 S. 8°.

In einer 1878 erschienenen Schrift: „Englands Urteil über Molière“ hatte Humbert den Nachweis geführt, dass die grossen Dichter und Denker der britischen Nation Molière neben oder gar über den Komödiendichter Shakespeare gestellt hätten und dass demzufolge die Antipathie des germanischen gegen den romanischen Geist keineswegs die neuerdings in Deutschland übliche Geringschätzung Molières verschulde. Hier wird nun mit ebenso grosser Sachkenntnis und Gelehrsamkeit ausgeführt, wie Molière in den Jahren 1670—1808 auch von den hervorragendsten Geistern Deutschlands meist uneingeschränkt bewundert worden sei. Die Grenze des Geschichtsraumes, den H.s Darstellung umfasst, ist durch das Erscheinen der ersten deutschen Molière-Übersetzung (Frankfurt a/M. 1670) und durch die Publikation von „A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur“, die in ihrem II. Teile Molière arg misshandeln, gegeben. Bekannt ist es, wie die Wertschätzung Shakespeares sich in Deutschland erst in der 2. Hälfte des XVIII. Jahrh. Bahn brach, während die französische Tragödie und Komödie schon seit dem Ende des XVII. Jahrh. hochgefeiert wurden. So sind denn manche der in H.s Buch aufgeführten Molière-Bewunderer auch Shakespeare-Verächter, woraus der massvolle Autor natürlich keinen Schluss auf die Wertschätzung des Briten zieht. Überhaupt ist seine Darstellungsweise ganz wie in jener früheren Schrift völlig objektiv, nur hie und da lässt er sich zum Loben und Tadeln herbei. Von den neueren Molière-Forschern wird Lotheissen scharf getadelt, weil er auf die Autorität der „Tante Voss“ hin, irriges über Lessings Verhältnis zu Molière behauptet hat (S. 51, A.).

Von denen die am lebhaftesten und am uneingeschränktesten den Ruhm Molières in Deutschlands verkünden sind zu nennen: Thomasius, Leibnitz, Hagedorn, Rammler, Lichtenberg, Gellert, Elias Schlegel, Lessing (den man neuerdings zum halben Gegner Molières hat machen wollen), Friedrich d. Gr., Wieland, Jacobs u. a. Teilweise bewundert wird Molière von Schröckh, Eichhorn, Klopstock, Schiller; Herders, Hamanns und namentlich Zschokkes Molière-Sympathie dagegen ist mir auch nach Humbert's Darlegung zweifelhaft geblieben.

Drei Gegner Molières führt Humbert an, von denen jedoch eigentlich nur der berühmte Hauptpastor Göze zu Hamburg als solcher zu bezeichnen ist. Denn die beiden anderen, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, der Freund Voltaires, und Lenz, Goethes Freund, stehen Molière sichtlich fern, ohne ihn jedoch anzufinden. Der erstere urteilt gelegentlich über Molières „Avare“, den er als verschlechternde Nachahmung des Plautinschen „Amphitruo“ hinstellt, Lenz feiert seinen Shakespeare und ignoriert Molière. Göze, der natürlich gegen Molière wie gegen das sündige Theater überhaupt losdonnert, bemerkt sehr charakteristisch, das Ende des „Tartuffe“ würde in moralischer Hinsicht sehr lobenswert sein, wenn nur der Schurke nicht zugleich als Scheinheiliger hingestellt wäre. Humbert geht übrigens mit Göze weniger streng ins Gericht als dieser mit Molière.

Dass eine so ausgearbeitete, klare und schön geschriebene Publikation, wie die in Rede stehende, in hohem Grade das Interesse aller Litterarisch-Gebildeten auf sich lenken muss, ist selbstredend, und ihr Wort kann auch durch „kleine Übertreibungen“ kaum beeinträchtigt werden. Solche finden sich in verhältnismässig sehr geringer Zahl. So werden Bierlings Molière-Übersetzung und biogr. Einleitung gelobt, was doch wenig begründet ist; auch hebt Humbert nur die Bemerkungen hervor, in denen Molière gepriesen wird. Friedrich Wilhelm II. wird den Molierophilen eingereicht, weil er sich in seinen letzten Tagen den „Malade imaginaire“ vorlesen liess und an dem Stücke die Charakterzeichnung der Ärzte bewunderte. Endlich wird auch der deutsche Kaiser, wengleich in massvollerer Weise als das von dem Redakteur des „Molière-Museum“ geschehen ist, als Protektor der deutschen Moliéristen gefeiert.

R. MAHRENHOLTZ.

F. Lotheissen, *Geschichte der französischen Litteratur im XVII. Jahrhundert.* Band III. Wien, 1883. Gerolds Sohn. Mark 9.

Der 3. Band von Lotheissens Werk schildert die „Epoche der klassischen Litteratur“ von 1653—1690, doch sind die Hauptvertreter derselben, Molière und Racine, sowie manche andere nicht zu übergehende Dichter für den vierten Band, den Schlussband, aufgespart worden. Von hervorragenden Grössen werden namentlich Pascal, Boileau, La Fontaine, La Rochefoucauld, die Sévigné, Fléchier, Bossuet, Bourdaloue eingehend besprochen, daneben in scharfer, treffender Kürze alle die Verhältnisse und Personen hervorgehoben, welche von nachhaltigerem Einfluss auf die Entwicklung der französischen Litteratur gewesen sind. In schöner Form sind hier die Resultate langjähriger Detailforschungen einem grösseren Publikum zugänglich gemacht worden und eine scharfe Kritik gibt dem weniger Sachverständigen die Richtung des Urtheiles. Das Quellenstudium des Herrn Verf. ist, nach Noten und Citaten zu urtheilen, ein sehr ausgedehntes, freilich aber, und darin liegt eben die Meisterschaft der Darstellungsweise, merkt man dem Werke die mühevollere Entstehung kaum an. Die ferner liegenden Zeiten werden durch Vergleiche mit den antiken Verhältnissen und den modernen Erscheinungen dem Verständnis des Gebildeteren näher geführt, allerdings scheint doch diese Eigentümlichkeit Lotheissens sehr das rechte Mass zu überschreiten. Von allem oberflächlichen Ästhetisieren hält er sich dagegen fern, der Standpunkt der Beurteilung ist vielmehr ein wesentlich historischer.

Zu Einzelheiten übergehend, möchte ich mancher Auffassung und manchen Behauptungen nicht gerade zustimmen. So der Darstellung, die Pascal S. 15 ff. erfahren hat. Wenn schon es sehr zu billigen ist, dass die Jansenisten nicht als tadellose Lichtbilder hingestellt und ihre jesuitischen Verfolger nicht dem Abscheu preisgegeben werden, so musste doch das Genie Pascal's nicht so sehr hinter seinen Absonderlichkeiten versteckt werden, wie es hier geschehen ist. Man begreift ja kaum, wie ein Mann, der von Jugend auf ein Todeskandidat war, der als ein sich selbstquälender Anachoret kaum im Stande gewesen wäre, grösseren Einfluss auf die gebildete Welt der Hauptstadt zu üben, doch mit seinen Provinzialbriefen eine so epochemachende Wirkung hervorrief. Ich meine jenes kleinliche Aszetentum, jene lächerliche Verachtung dessen, was das Leben schön und angenehm macht, hat Pascal, wie so viele Frommen unserer Zeit, keineswegs gehindert, die Dinge der Welt aufmerksam zu beobachten

und schlau für sich auszunutzen. Man wirkt eben nur wenn man so schreibt, wie es zeitgemäss und den herrschenden Ansichten entsprechend ist, moralische Entrüstung und sarkastische Bitterkeit begründen einen Weltruf nicht. Und dieses diplomatische Talent des Weltmannes, diese scharfe Beobachtungsgabe des Realisten spricht sich auch in den Provinzialbriefen aus. Es heisst wenig über sie sagen, wenn man mit Lotheissen darauf hinweist, dass sie Irrtümer und Übertreibungen enthalten, sie sind vor allem darin unehrlich, dass sie alle Jesuiten für die Übertreibungen einzelner verantwortlich machen. Die spätere Scheidung zwischen Jesuitismus und Molinismus, die Verdammung vieler kasuistischer Lehrsätze durch den h. Stuhl konnte natürlich Pascal nicht vorherwissen, aber in der Weise frommer Kritiker bekämpft er in einzelnen Übertreibungen einer seichten Moral die Jesuitenmoral überhaupt.

S. 167 Anm. wird dann die oft ausgesprochene Annahme wiederholt, dass Katharina II. von Russland Diderots Bibliothek unter der Bedingung gekauft habe, dass dieser sie bis an sein Ende benutze. Dabei hätte L. nicht unbeachtet lassen sollen, dass die „Correspondance littéraire etc. p. Raynal, Grimm“ etc. (VIII, 495 ed. Tourneux) dies als blosse Anekdote hinstellt, denn D. hätte zwar 66000 fr. von der Kaiserin erhalten, aber ein Bibliothekskauf sei niemals abgeschlossen worden. S. 180 hätte eine andere Anekdote, die sich auf La Fontaine und dessen dem Vater ganz entfremdeten Sohn bezieht, wohl schärfer zurückgewiesen werden sollen. S. 185 scheint mir die Bemerkung, dass Rabutin's „Histoire amoureuse des Gaules“ nur „ein wertloses Pamphlet eines cynischen Geistes sei“ nach eigener Lektüre der Schrift fraglich. Wie weit R. in seinen Liebesschilderungen „übertrieben oder ganz erfunden“ habe, ist doch nicht nachzuweisen. S. 195 ist in der Übersetzung einer Epistel La Fontaines die Wendung: „Vergossenes Blut ihm zu meist gefallen thut“ nicht gerade deutsch zu nennen. Die Beurteilung des La Rochefoucauld ist wohl weniger gelungen als andere Charakteristiken in dem Lotheissen'schen Werke. L.s offenbar mehr optimistische, als pessimistische Weltanschauung sucht die Schärfe des Rochefoucauld'schen Pessimismus zu sehr abzustumpfen. So treffend L. auch alle moralistischen Angriffe und Deuteleien hier abzuwehren strebt, so hat er doch selbst die Tragweite jener Philosophie unterschätzt, wenn er u. a. S. 238 sagt: „Mag La Rochefoucauld in der reinsten Liebe, in jeder opferfreudigen Hingebung nur den Egoismus als letztes Motiv erblicken, was liegt an dem Namen? Eine Mutter, die sich für ihr Kind opfert, thut es aus Egoismus (?), denn es ist ja ihr Kind und sie findet ihr eigenes

höchstes Glück nur in dem Glücke des Kindes . . . Wenn der Krieger für sein Vaterland in den Tod geht so thut er es aus Egoismus (?), denn die Grösse, der Ruhm seines Vaterlandes gewähren ihm die höchste Genugthuung, und in diesem Gefühle opfert er selbst sein Leben. Wenn La Rochefoucauld in der Bescheidenheit, mit der man ein Lob zurückweist, nur den Wunsch erblickt, noch einmal gelobt zu werden, so könnte das wahr sein, und dieser Wunsch doch auf wirklicher Bescheidenheit, auf dem Bewusstsein der eigenen Schwäche beruhen“ (?). Egoismus so gefasst ist aber grundverschieden von dem, was La Rochefoucauld und mit ihm wohl alle Philosophen, darunter verstehen. Unge- nützlich scheinen mir ferner die Bemerkungen über Furetières „Roman bourgeois“ und vor allem über Bossuets „Discours sur l’histoire universelle“ zu sein (S. 261 u. 336 ff.), wie denn auch Bossuets Stellung als Kirchenpolitiker nicht eingehend genug ge- würdigt ist. Endlich ist S. 348 der Ausdruck „Ludovicianische Zeit“ schwerlich ein glücklich gewählter.

Aber der Ruhm muss L. verbleiben, dass er in seiner Dar- stellung der französ. Litteraturgeschichte des XII. Jahrh. mit seinen französischen und deutschen Vorgängern nicht nur wett- eifern darf, sondern diese in vieler Hinsicht übertrifft. Das Lobes- und Phrasensystem, die nationale Überschätzung grosser Männer und Erscheinungen, die mangelnde kritische Schärfe, wo es sich um effektvolle, aber wenig beglaubigte Anekdoten handelt, Fehler, von denen auch die ausgezeichnetsten Kritiker Frankreichs nicht völlig freizusprechen sind, hat er glücklich vermieden. Keine subjektive Ästhetik, keine schönklingende Rhetorik, kein unnützes Détail lässt hier die sicheren Resultate der Forschung und die leitenden Gesichtspunkte ungebührlich zurücktreten, und Lob wie Tadel sind stets massvoll und meist wohlbegründet. Die Dar- stellungen eines Arnd (der überdies Nisard zu sehr benutzt und in dem Abschnitt über Descartes beinahe ausgeschrieben hat), oder eines Kreyssig lassen sich dem Werke Lotheissens garnicht an die Seite setzen. Mit grosser Spannung darf man daher dem Schlussbände, namentlich dem Abschnitt über Racine, entgegensehen.

R. MAHRENIOLTZ.
